

Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 45

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646492>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 45 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

6. November 1937

November

Die bunten Farben bleichen.
Den falben Blätterrost
behängt mit feinen Zeichen,
jedwede Nacht der Frost.

Er ist des Winters Melder,
macht seinem Herrn Quartier;
bergab schon in die Felder
trägt der fein weiß Panier.

Den Hauptmann Tod daneben,
vornan vor seinem Troß,
sieht man die Hand erheben;
er sitzt auf schwarzem Roß.

So reiten sie und reiten
durch Feld und Dorf und Stadt . . .
Wohl dem, der sich bei Zeiten
mit Trost gerüstet hat.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

16

Die Magd ging wieder, ohne ein Wort zu sprechen.

Doia wurde rot wie eine ertappte Diebin; sie hob verwirrt den Ring auf und steckte ihn wieder an den Finger. „Ich traue Lesa schlecht über den Weg“, stotterte sie; „morgen wissen es gewiß schon der Pfarrer und Carlo, daß wir uns gut find.“

Der Schrecken lag ihr in den Gliedern.

Unterdessen kam Herr Cesari wieder; gleich nach dem Abendbrot zog sich Doia zurück und ließ sich nicht mehr blicken. Und der ermüdete Sindaco sprach auch nicht mehr viel.

In Heinrichs Seele aber erwachte ein nagendes Schuldbewußtsein, der Selbstvorwurf, er habe die Gastfreundschaft Doias und ihres Vaters mißbraucht, das wallende Gefühl, er sollte gehen und nicht noch mehr Wirren in das schon durch Grimelli so schwer geprüfte Haus tragen. Im Traum der Nacht erschienen ihm die geblendeten, todestraurigen Vögel, und er bebt in der Furcht, durch seine Schuld könnte ein Unglück über das Haupt Doias kommen! —¹

Zwölftes Kapitel.

Ja, er sollte gehen! — Was waren Doia und er bei ihren Küffen für unvorsichtige Kinder gewesen!

Er scheute sich am Morgen aus der Kammer und unter das Angesicht des Sindaco zu treten; er atmete auf, als ihm Doia erzählte, der Vater sei schon vor einer Weile mit dem Spaten in ein Ackerchen hinabgestiegen, in dem er das Gemüse pflanze. „Er sprach von Ihnen; er erzählte, daß Odoardo Testa Sie sehr wohl möge; er gibt viel auf dessen Menschenkenntnis. Also ist es nicht so schlimm, daß Sie gestern von Ihrer Absicht sprachen, sich eine Weile in Airolo aufzuhalten.“

Um Doias Wesen lag stille Verträumtheit; auf die Küsse des gestrigen Abends kam sie nicht zurück; erst als Heinrich das Frühstück beendet hatte, sagte sie: „Der Herr Pfarrer wird Sie diesen Vormittag besuchen, er ist sehr neugierig auf unsern Gast!“

Landfriedel spürte eine Unruhe in ihrem Ton.

„Sie sind Protestant?“ fragte Doia.

„Ja, hoffentlich schadet es mir in Ihren Augen nicht.“

„In unserm Haus ist Ihnen Ihr Bekenntnis kein Nachteil. Mein Vater hat ja dreißig Sommer unter Protestanten gearbeitet und oft zur Verwunderung meiner strenggläubigen Mutter erzählt, daß die Leute ebenso friedlich und rechtschaffen dahinleben wie wir. Und ich selber war ja in Baden in einem protestantischen Haus. Ich habe darin nur Liebe und Güte erfahren. Bloß hier im Dorf erregte es damals Anstoß, daß ich in einer andersgläubigen Familie weilte; es gibt unter den Unsern etliche unduldsame Leute. Es lebte aber noch der alte,

¹ Anmerkung des Verfassers: Das in diesem Kapitel geschilderte Vogelelend habe ich im Tessin mit eigenen Augen gesehen. Es sind aber über dreißig Jahre seither. Obgleich man jetzt noch Jahr für Jahr die Berichte liest, wie unsere auch mit dem Vogelschutz betrauten eidgenössischen Zollwächter Tausende von Vögeln aus den Schlingen an der italienischen Grenze erlösen, bin ich doch überzeugt, daß sich das Verständnis unserer tessinischen Freunde für das deutschschweizerische Mitgefühl mit der Tierwelt außerordentlich gehoben hat. Ich kam ja noch oft in jene Landschaften, einer Vogelblindung wie vor dreißig Jahren bin ich nicht mehr begebenet.

milde Pfarrer, der selber die Murrenden beruhigte. Sein Nachfolger ist in Religionsdingen eifriger.“ —

„Ich verstehe nicht, wie sich Gebildete über Glaubensdinge streiten mögen“, erwiderte Landsiedel und übersehte ihr, so gut es ging, die Parabel Lessings von den drei Ringen.

„Das Gedicht ist schön und hat einen tiefen Sinn“, versetzte Doia andächtig; „aber darf ich es Ihnen sagen, Heinrich, ich bin doch am liebsten Katholikin. Mir ist, keine Kirche habe so heilige Gebräuche und Einrichtungen wie die unsere. Ich nenne die Klöster! Ein Menschenherz sei noch so arm und zerrissen, es findet darin Zuflucht und den Frieden.“

„Ob alle den Frieden?“ warf Landsiedel ein.

„Ich fände ihn“, erwiderte sie nachdrücklich. „Als ich sechzehn- oder siebzehnjährig war, träumte ich davon, mich bei den Karmeliterinnen einkleiden zu lassen und in einer ihrer Waisenschulen die mütterliche Lehrerin der ärmsten und verstoßensten Kinder zu werden, vielleicht der Blinden oder Krüppel. Es machte einen tiefen Eindruck auf mich, als meine einzige Freundin, Maria-Angela Botolomäo, die vornehme Locarnesin, an der ich schwärmerisch hing, diesen Weg ging. Zuweilen höre ich von ihr; sie ist Taubstummlehrerin geworden und liebt ihre Pflicht.“ —

„Der Gang ins Kloster ist aber ein unwiderruflicher Schritt“, versetzte Landsiedel ernst.

„Der letzte“, erwiderte Doia schmerzvoll. „Nun ich dich kenne, Heinrich, wäre ich dazu nicht stark genug — nein — nein — nur aus Verzweiflung über Carlo kam mir etwa der Gedanke: Dort hättest du vor ihm die Ruhe!“

Sie errötete über das „Du“, das sie an Landsiedel gerichtet hatte, faltete die Hände, und eine Weile war es stille zwischen ihnen.

Da erschien der Pfarrer.

Gabriele Gini, so hieß der Geistliche, konnte das vorangegangene seelentiefe Gespräch Doias und ihres Gastes nicht ahnen. Er scherzte mit seinem Beichtkind, auf dem er große Stücke zu halten schien, und wandte sich dann erst Landsiedel zu, fragte liebenswürdig nach seinem Ergehen und bot ihm, wenn er ihm nützlich sein könne, seine Dienste an. Im weiteren Verlauf des Gesprächs, das um seine Studien und Zukunftspläne handelte, überkam aber Heinrich das Gefühl, daß ihn der Pfarrer eigentlich doch nur besuche, um des tiefen auszuforschen, was für eine geistige Bewandnis es mit dem Fremdling im Sindacohause habe; er erschien sich ein wenig wie der Prüfling in der Schulbank.

Auf die Frage nach seinem Bekenntnis antwortete Heinrich freimütig, daß er wie jedermann in seiner Heimat Protestant sei. Der Pfarrer zwinkerte seltsam mit den Augen, die tief hinter der etwas zu stark gewölbten Stirne steckten, und fand nicht gleich Antwort.

„Katholisches Wesen habe ich zum erstenmal bei dem Besuch der Kirche in Disentis kennen gelernt“, überbrückte Landsiedel die Stille und erzählte dem Pfarrer von der liebevollen Begegnung mit Vater Placidus.

Der Geistliche hatte sein unruhiges Mienenspiel überwunden.

„Als ich in der Klosterschule von Einsiedeln deutsch lernte“, entgegnete er, „war Vater Placidus mein Lehrer. Nur wenige Jahre älter als wir Zöglinge, war er doch schon eine Zierde des Stiftes, und vor seinem hochgebildeten Geist neigten wir uns alle in Fleiß und Gehorsam.“ Und der Pfarrer ahnte die Bewegung des Sich-Beugens unter den Willen eines Höheren unfreiwillig nach.

Eine Weile noch sprachen sie von Vater Placidus. Schon halb im Gehen bereit, fragte der Geistliche: „Und die Bergzinne

von Altanca, gefällt sie Ihnen? — Werden Sie freundliche Erinnerungen daran mitnehmen?“

„Wenn ich an die mir unvergeßliche Gastfreundschaft in diesem Hause denke sicherlich“, erwiderte Heinrich; „aber — Da hielt er inne.“

„Aber?“ wiederholte der Pfarrer.

„Ich habe gestern etwas Gräßliches gesehen, geblendete Vögel!“ stieß Landsiedel fast jammernd und in plötzlicher Aufwallung hervor: „Wenn Sie durch Ihr hohes Amt die Grausamkeit verhüten könnten, daß man die Vögel der Augen beraubt?“

Doia gab ihm einen erschrocken Blick. In das Gesicht des Geistlichen kam etwas Steifes; er erwiderte hochmütig: „Ich bin kein Pfarrer für die Tiere, sondern für die mir anvertrauten Seelen. Die Tiere haben keine Seele, und der Schöpfer hat sie uns zur Verfügung gestellt, damit wir mit ihnen tun, was wir wollen. Was gehen mich die Vögel an?“

„O gewiß haben auch die Tiere eine Seele, die Vögel voran“, ereiferte sich Heinrich; „wie hätten sie sonst die wunderbaren Lieder in der Brust!“

Dazu nickte Doia.

Der Pfarrer aber reichte ihm die halbe Hand. „Wir sind verschiedenen Geistes“, versetzte er kühl; „wenn Sie aber Altanca verlassen, wünsche ich Ihnen Glück auf den Weg.“

Damit ging er.

Nachdem sie dem geistlichen Herrn das Geleite bis vor die Türe gegeben hatte, sagte Doia, den Kopf in die Hand gestützt: „Das war kein guter Besuch und kein gutes Gespräch. Der Herr Pfarrer ist nämlich selber gern Vögel und hat auf seinen Gängen hin und wieder selber das Rohr unter der Soutane.“

Auch Heinrich hatte den Eindruck, er habe sich in seinem Erbarmen mit den Vögeln an dem Pfarrer einen Gegner geschaffen.

Er und Doia kamen aber zu keiner Aussprache darüber. Herr Cesari war vom Acker heimgekehrt, und rasch darauf wurde die Aufmerksamkeit der drei durch das herannahende Spiel einer Mundharmonika gefesselt.

„Das ist Fenner, der fröhliche Ingenieur, den Sie ja kennen“, rief Doia, über diese Wendung froh. „Der ist immer frisch wie ein Bergbach!“

Mit Stock und Rucksack kam der sonnverbrannte Topograph heran.

„Daß ich Sie hier wieder begrüßen kann, Landsiedel, ist mir eine Überraschung“, sagte er und schüttelte ihm herzlich die Hand. „Doch keine völlige. Ich habe schon an Sie gedacht, als mir oben am See der Geißhirt begegnete und erzählte, im Dorf weile ein abgestürzter Fremder. Und das Nähere weiß ich von Carlo Grimelli, den ich bereits angetroffen habe. Nun aber eine große Neuigkeit für Sie, die Sie freuen wird. Seit ich Sie nämlich in der Hürde am See verließ, war ich wieder einmal unten in Santa Maria. Da zeigte mir der Wirt zwei Telegramme des Polizeiamtes Chur; das erste war eine Anfrage, ob ein junger Deutscher, den man am Spüngen umsonst gesucht habe, über den Lufmanier gegangen sei, das zweite ein Auftrag, Sie an die Saffi Roffi hinauf wissen zu lassen, daß die Verhaftung eines Diebes Forta gelungen sei und Ihnen das Geld zur Verfügung stehe.“

Ueber das Gesicht Heinrichs ging ein Sonnenstrahl; auch dasjenige des Sindaco, der mit einem neugierigen Mißtrauen vom Polizeiamt Chur hatte sprechen hören, hellte sich: die Nachricht berührte die Ehre seines Gastes nicht.

„Es ist ein Zufall, daß ich Ihnen die Auskunft geben kann“, fuhr der Ingenieur fort; „ich bin nämlich auf dem Weg zur

Taufe meines Buben. Diesen Abend geht es über den Gotthard und in der Nacht noch bis Altdorf."

Landfriedel mußte dem Sindaco das Abenteuer in Chur berichten; Fenner aber wandte sich Doia zu: „Meine Frau wäre nicht zufrieden, wenn ich ihr nichts von Ihnen zu erzählen wüßte. Sie spricht stets noch häufig von dem vorjährigen gemeinsamen Sommer in Altanca, von den lebenswürdigen Diensten, die Sie ihr erwiesen haben, und schwärmt für den Tessin, meint aber dabei Sie, Fräulein Cefari."

„Sie aber haben nun durch die Geburt des Jungen die treue Gehilfin Ihrer Arbeit verloren“, versetzte Doia, „die Bergsteigerin, wie man hier noch keine gesehen hat."

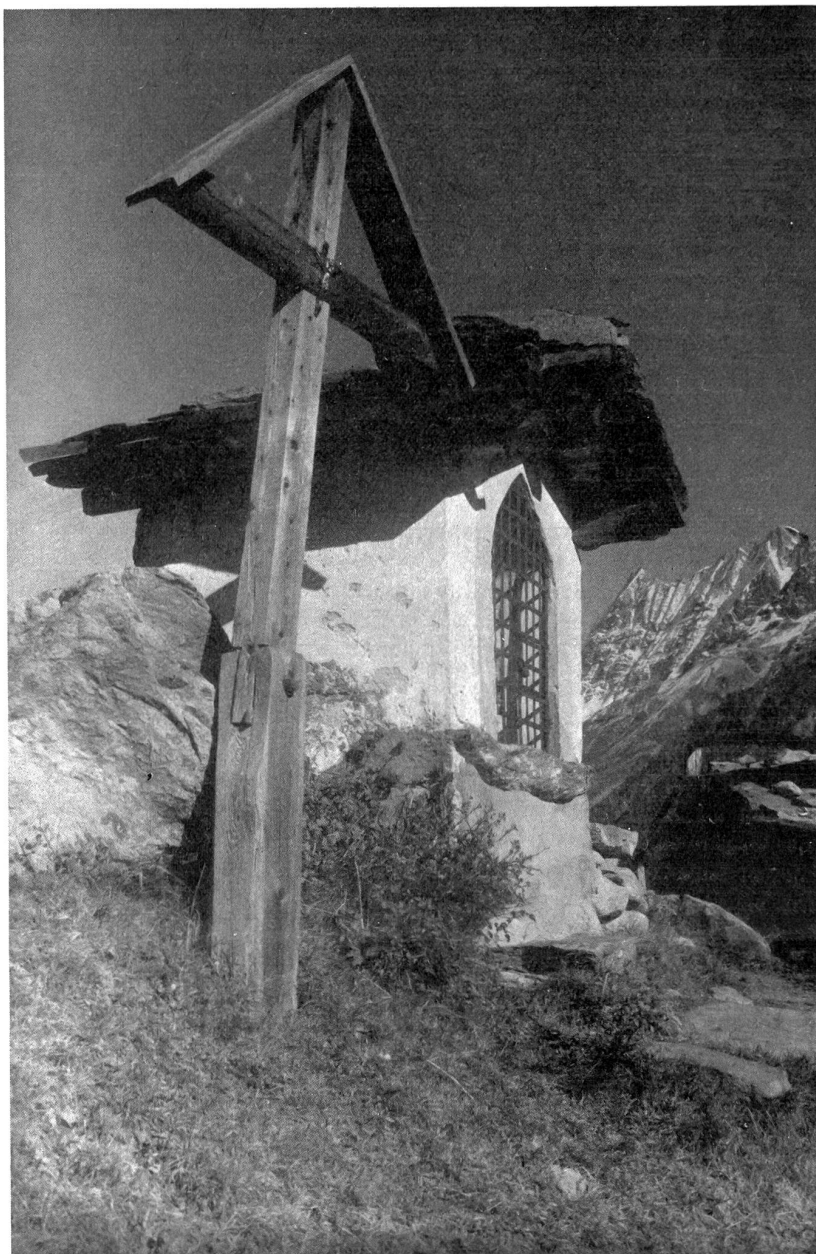
Die Freude flog über das Gesicht Fenners. Zu Heinrich gewandt sagte er: „Meine Frau ist nämlich die Tochter eines Bergführers aus Grindelwald und war selber Bergführerin. Als ich sie kennen lernte, kam sie just mit zwei Engländerinnen vom Wetterhorn. Unsere Ehe blieb drei Jahre kinderlos; da war sie meine Gehilfin, und in Eis und Schnee haben wir besser zusammen gelebt als manche, die in der Stadt alle Vergnügungen um sich haben."

„Tragen Sie stets noch die drei Mundharfen bei sich wie hier“, scherzte Herr Cefari.

„Stets! Ich kann, wenn es sein muß, in der Einsamkeit das Fleisch, den Wein, den Tabak entbehren, aber niemals das bißchen Musik. Einmal hat ja sogar das Spiel mir und meiner Frau das Leben gerettet."

„Das Mundharmonikaspiel?“ fragte Landfriedel.

„Meine Frau und ich“, erzählte Fenner, „verlebten die Fitterwochen im Monterosagebiet, stets drei- oder viertausend Meter über Meer, und verließen es erst im Herbst. Bei wunderschönem Wetter kamen wir nach Zermatt hinunter und beschloßen, zur Krönung der Freuden unseres Bergsommers noch das Matterhorn zu besteigen. Ohne Fährde erreichten wir die Spitze. Raum waren wir aber oben, so sahen wir im fernen Westen eine scharf und dunkel heranrückende Wetterwand, Schneesturm! Eilender Abstieg mit Kletterpartien. Schon hatten wir einen Drittel des Berges über uns, da staken wir im Rauchen des Unwetters. Keine Wahl, als auf dem vereisten Felsband, über das wir eben schritten, stehen zu bleiben und das Gesicht gegen den Berg zu wenden, damit uns der Hagel nicht die Augen aus dem Kopf schlage. Aus dem Hagel wurde dann freilich Schnee; aber ein Von-der-Stelle-rücken gab es nicht, wenigstens nicht an diesem Tag oder in der darauffolgenden Nacht, siebzehn Stunden nicht. Keinen Augenblick wußten wir, wann uns der Sturm in die Tiefe werfe, eins allein oder beide zusammen. Da griff ich zur Mundharmonika. In schweren Wollhandschuhen, damit wir das Instrument überhaupt halten konnten, die Handschuhe noch mit Taschentüchern umwickelt, spielten wir abwechselnd, beide nach und nach mit wunden Lippen. Es gibt keinen Tanz, kein uns bekanntes Lied, wir bliesen es, den Tod vor Augen, eins dicht am Ohr des andern, damit uns der Sturm nicht überheulte und wir nicht stehend einschliefen und erfroren. Durch das Spiel überstanden wir die Nacht; im Laufe des Vormittags gab sich der Sturm; etwas später waren wir



Kapelle im Lötschental

auf einem für uns Ingenieursleute nicht zu schwierigen Abstieg; aber seit jener Nacht weiß ich, was mir das Liebste ist in der Welt — nächst meiner Frau die Mundharmonika — nein, das Instrument kommt jetzt erst an dritter Stelle — zwischen hinein hat sich mein Bube Julius geschoben. Wie freue ich mich auf den Jungen!"

In federnder Bewegung sprang Fenner empor und rief: „Hinunter nach Airolo."

Cefari aber hielt ihn zum Mittagessen fest; eine fröhliche Stimmung waltete über dem kleinen Menschenkreis; mit Heinrich freute sich Doia über die Botschaft, daß er wieder zu seinem Geld gelange; der Sindaco versprach seine Mithilfe dazu, und die frohe Laune des Topographen tat allen wohl.

Nun aber drängte der Ingenieur zum Aufbruch und gab Landfriedel einen Wink, daß er ihn noch ein Stück Weges begleiten möge.

Als sie auf dem steilen Weg bergab aus dem Blick des Dorfes gekommen waren und in den Schatten des Waldes tra-

ten, sagte Fenner: „Nein, Sie sollen Ihren schwachen Fuß nicht ermüden! Ich kann mir für Sie schon noch ein Viertelftündchen absparen. Da setzen wir uns. Ich gab mich vor Doia und ihrem Vater fröhlicher als ich bin; ich wollte Sie nicht merken lassen, daß ich um Sie, Landsiedel, Sorge trage. Darf ich Ihnen einen Rat geben?“

„Ich bitte Sie“, erwiderte Heinrich aufhorchend.

„Gehen Sie aus der Gegend, ehe es zu spät ist“, versetzte Fenner mit nachdrücklichem Ernst. „Es läßt sich für uns andere unter der Bevölkerung des Tessins recht angenehm leben; sie ist gutmütig, gastfreundlich und dienstfertig, doch nur, so lange wir einige Dinge nicht vergessen: uns nicht in ihre reichlichen politischen Händel mischen, zu der schändlichen Vogelstellerei beide Augen zudrücken und“ — hier hob er die Stimme — „nicht mit verliebten Augen nach den schwarzen Mädchen schielen. Auch nicht nach Doia! — Vergessen wir das, so ist das Stilet bald aus dem Stock, und die Gewehre gehen hier leichter los als anderswo.“

Landsiedel war bei der Erwähnung Doias das Blut in die Wangen geschossen.

„Sie müssen fort, lieber heute als morgen“, mahnte Fenner eindringlich; „im Dorf schleicht sich das Gerücht herum, daß Sie von Doia und Grimelli bei einem Selbstmordversuch überrascht worden sind.“

„Denken Sie, ohne Geld, die Kleider zerschissen, den Leib voll Beulen und Wunden“, entschuldigte sich Heinrich schamvoll.

„Ich bin nicht Ihr Richter“, versetzte Fenner, „aber ich weiß, wie man im Bergvolk denkt. Wenn jetzt zufällig den Hirten dieser Gegend eine Ziege stürzt oder ein Heustadel niederbrennt, so ist Ihr Aufenthalt in Altanca daran schuld, oder der Sindaco durch die Gastfreundschaft, die er Ihnen gewährt. Und hüten Sie sich vor Grimelli! Er ist in fürchterlicher Wut; er weiß, daß Testa wegen des Landes am See bei Cesari war; er weiß auch, daß Ihnen Doia gut ist, oder bildet es sich wenigstens ein. Und wenn ich mich mit ihm auch gut vertrage, halte ich ihn doch für einen Desperado. Damit habe ich Sie gewarnt, Landsiedel, — geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie gehen! — ich wünsche es nicht nur Ihretwegen, sondern auch wegen Doia Cesari.“

Der sonst fröhliche Fenner sprach furchtbar ernst. Er hatte sich heiß geredet, und mit einem flammenden Blick auf den wie von einem Donnerwetter getroffenen Landsiedel erhob er sich.

Heinrich mit ihm. Er reichte dem Warner die Hand. In seiner Stimme bebte das Herz: „Nein, meinerwegen soll sich im Haus des Sindaco kein Trauerspiel ereignen! — Ich gehe noch heute.“

Mehr konnte er nicht sprechen. Sie schieden.

Er blickte dem rasch durch den Wald vorwärts Schreitenden in zitternder Bewegung nach. Ihm ging es wie einem Trunkenen; er sah alle Dinge in der Natur anders, als sie wirklich sind. Hatte ihm denn Fenner so große Neuigkeiten gebracht? — Nein, nur was er aus eigener Seele dunkel spürte, klar ins Licht gestellt. Doia war es also doch nicht gelungen, seinen mißratenen Selbstmordversuch zu verheimlichen! —

Die innere Qual trieb ihn im Wald einsam hin und her; bald ging er, bald setzte er sich am Pfad auf eine Wurzelkrone und stützte den Kopf.

Durch seinen Schmerz leuchtete nur ein Licht: Das Geld, das er wieder bekommen würde, gab ihm die Freiheit der Entschlüsse zurück; er war doch nicht mehr so von der Güte des Zufalls und der Menschen abhängig wie in diesen leid- und lustvollen Tagen.

Da kamen zwei Frauen und ein paar Kinder, die, nach ihren vollen Tragkörben zu schließen, in Airolo Lebensmittel

eingekauft hatten und nun wieder in ihre Bergheimat hinaufstiegen, an ihm vorüber. Eines der Weiber schlug vor ihm das Kreuz, von links nach rechts, von oben nach unten. Ihrem Beispiel folgte die gesamte Gesellschaft, und mit Blicken, als würden sie in ihm das böse Wunder sehen, hasteten sie zischelnd von ihm hinweg und schauten halb entsetzt nach ihm zurück.

Das war also sein Ruf im Bergdorf.

Schon spürte er das Herannahen der blauen Abendsschatten. Da raffte er sich empor mit dem Entschluß, von Doia und ihrem Vater noch diesen Abend zu scheiden.

Furchtbar weh tat das Lassen der Liebe, die urplötzlich und wie eine sengende Flamme über ihn gekommen war.

„Doia!“ stöhnte er vor sich hin.

Auf der Höhe der Kirche hielt sie Ausschau nach ihm. Schon von weitem erkannte er die schlanke Gestalt.

„Endlich!“ begrüßte sie ihn mit einem lieben Lächeln. „Wo bist du so lange geblieben, Heinrich? — Der Vater ist ausgegangen. Im Schulhaus findet eine Versammlung der Alpleute statt über Rechte an Weiden und Vieh. Und nachher sitzen sie in der „Croce bianca“ beisammen. Das ist jedes Jahr so.“

Unterdessen hatten sie das Haus erreicht.

Heinrich pochte das Herz. Jetzt war der Augenblick gekommen, sich mit Doia über das Sichtrennen auszusprechen.

Sie aber sagte: „Weil wir so ungestört sind, erzähle mir von dem deutschen Mädchen, das du geliebt hast. Ich weiß von ihr noch so wenig und muß so viel an sie denken.“ —

Die Bitte kam ihm nicht gelegen; aber er konnte sich ihr auch nicht entziehen; sie war ein Aufschub für Schwereres, was ihm zu sagen blieb. Zögernd begann er, und als Doia die Lampe angezündet hatte, geriet er in Beichtstimmung.

Sie horchte, den Kopf in die Hand gestützt und unterbrach ihn nicht. Allmählich röteten sich ihre Wangen; ein starker Glanz kam in ihre Augen; sie legte ihre Hand auf die seine, und er spürte darin das Rieselndes des Blutes.

„Und du trauerst ihr nicht mehr nach?“ fragte sie leise.

„Nein!“ erwiderte er fest. „Ich schäme mich dieser Liebe — ich schäme mich ihrer wegen meiner verstorbenen Mutter — mehr noch deinetwegen. Wie konnte ich mein Herz an ein so unbedeutendes Mädchen hängen! Ich fasse es nicht mehr. — Du bist die Weihin! — Mit dir möchte ich den Flug des Lebens wagen.“

Er schwieg, das Gesicht verdüstert.

Doia hatte sich in wildem Aufruhr der Sinne erhoben. Die Hände vor dem Gesicht gefaltet, rief sie: „Die Törlin — die Törlin! Wofür ich meine Seligkeit gäbe, das hat sie weggeworfen. — O Heinrich, warum können wir nicht zusammen kommen?“

„Nein, das können wir nicht“, erwiderte er dumpf; „ich muß gehen, Doia.“

„Nein, nein, Heinrich“, schrie sie; „wenn du gehst, so gehe ich mit dir, und Carlo mag kommen und mich töten; ich sterbe ja gern für dich!“

Mit einer wunderschönen Bewegung des Hauptes neigte sie sich zu ihm hernieder. Sie umschlangen sich; sie küßten sich — und dachten nicht daran, daß ihre Schatten sich auf den gezogenen Fenstervorhängen abspielen möchten.

Sie kosten in leisem Flüstergespräch.

Da knallte der Schuß; da prasselte ein Fenster hernieder, sprang das Glasrohr der Lampe entzwei und klornte auf dem Tisch. Mit aufsteigender Flamme erlosch das Licht.

Die Dunkelheit erhöhte den Schrecken des Paars.

„Carlo!“ schrie Doia. Sie klagte sich an Heinrich. In der Küche schrie Lefa.

Da zischte und blühte ein zweiter Schuß in die dunkle Stube.

Im nächsten Augenblick hörten die Bitternden aber auch schon Stimmen auf der Straße, diejenigen der erschrockenen Nachbarn und das Brüllen Grimellis: „Ich erschieße sie beide.“

Den Pfarrer hörte man auch: „Geben Sie mir das Gewehr, Carlo, Sie Unglücklicher!“ —

Er war der Erste, der in die dunkle Stube trat; der folgende war der Sindaco. Cesari konnte die brennende Kerze fast nicht halten, die er aus der Küche brachte.

Landfiedel und Doia standen engumschlungen in einer Ecke der Stube, zitternd, leichenblau — schuldbewußt.

Der Pfarrer schritt mit zornrotem Gesicht auf das Paar zu; Doias Hand ergreifend, trennte er die blasser Gestalt von der Heinrichs, drängte sich vor sie hin und schrie dem Fremden zu: „Sie Verdammter, durch Ihre Tat am See gezeichnet mit der Klaue des Teufels, was schänden Sie dieses Haus? — Was strecken Sie die Hand, die räudige, nach einer Tochter aus, die schon verlobt ist — Sie gemeiner, abscheulicher Reher!“

Seine Gestalt hüpfte, indem er sprach, und seine Stimme krächzte im Zorn.

„Gott, mein Kind blutet — es ist getroffen“, schrie der Syndaco.

Vom Haaranfaß lief Doia eine Träne Blutes in die Stirn.

„Es ist nichts, Vater“, tröstete sie; „es ist höchstens ein Glasplitter der Lampe, der mich getroffen hat.“

Fortsetzung folgt.

Hü, vorwärts!

Von Hermann Hofmann.

Durch den Lasbergwald schritt im späten Nachmittag ein Soldat mit bepacktem Tornister. Es war Peter Ambühl, der einzige Sohn des Bergbauers Gottfried Ambühl auf der Tannegg.

Unter einem Ahorn hielt der Feldgraue an, wusch sich den Schweiß von der Stirne, zog nachher einen Zigarrenstummel aus der Patronentasche und zündete diesen an. Dann ging er weiter.

Jetzt trat er aus dem Wald. Vor ihm dehnte sich eine leicht ansteigende Heuwiese. Dahinter leuchteten der Rotstock und der Wetterfirs im sterbenden Gestrahl der sinkenden Sonne.

Peter Ambühl verlangsamte seine Schritte, als er die steile Schattenhalde hinaufstapfte.

Die abendliche Schwermut, die über dem ernsten Bergland lag, schlich sich in diesem Augenblick an Peters Seite und überschattete seine Seele.

Die Heimkehr aus dem Militärdienst war für ihn diesmal keine Freude. Er wußte, daß er daheim auf der Tannegg den Vater krank antreffen werde. Alois Zurbrugg, des Nachbarn Jüngster, der ihm während der Abwesenheit im Militärdienst den kleinen Viehstand besorgte, hatte ihm vor einigen Tagen geschrieben, daß sein Vater erkrankt sei und das Bett hüten müsse.

Peter Ambühl kannte die Ursache dieser Krankheit. Wirtschaftliche Not war es, die seit Monaten seinen Vater bedrückte und immer mehr seine Gesundheit untergrub. Das unheimliche Gespenst der Krise, das von der Nachkriegszeit geboren wurde, brachte nicht nur in die Städte Not und Elend, sondern tauchte plötzlich auch in den entlegensten Bergtälern auf und trug Kummer und Sorgen in die kleinsten Alphütten. Dieses unsagbare Gespenst hatte ebenfalls den Weg auf die Tannegg gefunden. Mit steinerne Unerbittlichkeit begehrte es Einlaß und ließ sich nicht mehr verdrängen. Vater Ambühl raffte alle seine Kräfte zusammen und arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Er sparte und geizte oft sogar, aber es nützte nicht viel. Die Schulden stiegen fortwährend an, und die Zinsenlast erdrückte ihn beinahe. Im vergangenen Jahr mußte er auf Martinstag die beste Milchkuh verkaufen. Seither war er stiller und wortfarger geworden.

Als Peter zum Militärdienst einrückte, da fühlte er, daß sein Vater schwer an seinem Los zu tragen hatte. Und jetzt, da er heimkehrte, wurde ihm bewußt, wer seinem Vater die Gesundheit geraubt und ihn ans Krankenlager gefesselt hatte.

Sein Herz schlug bei diesen Gedanken heftig und schmerzlich. Er warf den Zigarrenstummel ins duftende Heugras und preßte einige unverständliche Worte hervor.

Jetzt hörte Peter Tritte. Er blieb stehen und schaute sich um. In diesem Augenblick trat aus dem Schatten einiger Wettertannen, die am Rande des Finstergrabens standen, ein Mann hervor und führte eine Kuh talwärts. Peter stutzte einen Moment, dann aber zündete plötzlich eine fieberhafte Glut aus seinen Augen. Er bebt leise am ganzen Körper.

Der Mann kam näher. Peter Ambühl schritt hastig auf ihn zu. Er kannte ihn nicht. In starker Erregung rief er:

„Das ist ja ‚Krone‘, unsere jüngste Kuh!“ Er legte dem Tier, das ihn mit glühenden Augen gutmütig anschaute und die raue Zunge nach dem Tornister ausstreckte, die Hand auf den Rücken und herrschte dann den Unbekannten an:

„Wohin willst du mit unserer Kuh?“

„Das ist meine Sache“, entgegnete dieser schroff, „das Tier gehört mir.“

Er zog am Strick, und ‚Krone‘ folgte willig nach. Als beide unten beim Lasbergwald angelangt waren, wandte die Kuh den Kopf, mußte gegen die Schattenhalde hinauf und verschwand nachher mit dem Fremden im Forst.

Peter Ambühl, der wie festgebannt am gleichen Ort längere Zeit stehen blieb, war es, wie wenn seine Seele von Schmerzen zerstoßen würde.

„Gepfändet!“ kam es bitter über seine Lippen, dann schritt er der Tannegg zu.

Der leise Abendwind trug dem Heimkehrenden eine Welle von Heuduft entgegen. Aus leuchtenden Blumentepichen klang eintöniges Gezirp der Grillen. Die Schatten begannen allmählich zu wachsen; sie stiegen höher und höher, löschten die bunten Farben der Bergmatten, erkletterten endlich den Rotstock und den Wetterfirs, dämpften das Abendgold auf Fels und Fluß und verwandelten nach und nach die lichten Gipfel in dunkle Buchten.

Als Peter Ambühl daheim ankam, fand er den Vater fiebernd im Bett. Frau Zurbrugg, Alois Mutter, pflegte ihn. Peter erschrak, als er seinen kranken Vater erblickte. Es war ihm, als sei er inzwischen viel älter geworden.

Er hängte seinen Karabiner über dem Ofen an die Wand, legte den Tornister auf eine Stabell, setzte sich dann an seines Vaters Bett und erkundigte sich nach seinem Befinden. Nachher begann Peter vom Militärdienst zu erzählen. Vater Ambühl sprach nur wenig. Sein Atem ging schwer. Von Zeit zu Zeit schaute er an die Wand, wo das Bild seiner verstorbenen Frau hing. Und jedesmal, wenn er den Blick auf das Bild heftete, wechselte der Glanz in seinen Augen.

Nach dem Nachtessen, als Frau Zurbrugg heimgekehrt war, und Peter allein in der niederen, von einem Petrollämpchen erhellten Stube bei seinem Vater saß, fing dieser mit leiser Stimme an: „Peter, deine Mutter ruft mich. Ich fühle es, meine Zeit ist dahin. Es sind jetzt ungefähr dreißig Jahre her, daß ich von meinem Vater dieses Berggütlein übernommen habe. Deine Mutter und ich bearbeiteten es fleißig und mit Freude. Wir hatten oft keine leichte Sache. Manche Hoffnung blieb unerfüllt. Aber die Liebe zu unserer schönen Bergheimat und ein starker Glaube verliehen uns immer wieder neue Kräfte und neuen Mut, und unser Hoffen ging nie ganz verloren, auch in schwersten Zeiten nicht.“

Die Not im Lande hat meinen Lebensabend verdunkelt. Unser Gütlein ist verschuldet wie nie zuvor. Es ist nicht meine Schuld. Am letzten Martinstag mußte ich die beste Kuh hergeben. Heute hat man mir ein weiteres Tier weggenommen.

Peter, so muß ich dir die Tannegg überlassen. Du wirst eine schwere Bürde tragen müssen. Finster und ungewiß ist der Weg in die Zukunft. Peter bleibe stark. Du bist noch jung, und